

„Auch Angehörige sind betroffen“

Als Neuropsychologe kümmert sich Klaus Wiedmann um Unfallopfer mit Schäden am zentralen Nervensystem. Doch seine Arbeit geht weit darüber hinaus: Auch das familiäre Umfeld der Betroffenen gehört zu seinen „Patienten“. Denn Wiedmann ist überzeugt: Nur mit ihrer Hilfe kann er den Erkrankten wirklich kennen und verstehen lernen – und umgekehrt mit seiner Erfahrung Hilfe in extremen Krisensituationen leisten.

Einen Termin mit ihm zu bekommen, ist nicht ganz einfach. Was keineswegs einer Interview-Unlust, sondern dem bewegten Leben Klaus Wiedmanns zuzuschreiben ist. Nach einigen nächtlichen E-Mails und sonntäglichen Telefonaten kommt es dann zu unserem Treffen: auch dieses absolviert der 51-Jährige zwischen zwei Terminen in zwei verschiedenen Städten. Jedoch mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit und Intensität. Wenn er mit wachen, leuchtenden Augen von seinem Lebensweg und seinen Patienten spricht, wird schnell klar: Für den Neuropsychologen ist der Beruf auch Berufung.



Denn es könnte durchaus ruhig und geregelt sein: ein Leben mit normalen Arbeitszeiten, sei es in einer Klinik oder in der Forschung. Rückblick: Nach dem Psychologiestudium in Island und der Promotion in Schottland widmete sich Klaus Wiedmann der Neuropsychologie. „Medizin und Psychologie gehörten für mich handfest zusammen“, erzählt er. Heißt: Ein klarer medizinischer Befund erklärt physische und psychische Krankheitssymptome. „Mich faszinierten die Auswertungsbilder der damals innovativen Kernspin-Technik. Plötzlich war es möglich, konkrete Rückschlüsse zu ziehen zwischen den bunt gefärbten Hirnströmen auf dem Bild und dem bisher oft unerklärlichen Krankheitsbild des Patienten.“ Wiedmann war Mitglied mehrerer Forschungsgruppen und trug mit seinen Kollegen zu Fortschritten und neuen Erkenntnissen bei.

Doch dann geschah, was Wiedmann als seinen „größten Fehler und größtes Glück zugleich“ bezeichnet. „Plötzlich reichte mir die Forschung allein nicht mehr. Obgleich ich viel gelernt hatte und mir einige Türen offen standen, spürte ich immer öfter eine Unzufriedenheit in mir. Ich wusste: da muss doch noch mehr sein.“

Das „noch mehr“ fand Wiedmann in Gesprächen mit seinen Patienten. „Wenn sie über ihr Privatleben sprachen, wurde mir klar: für diese Menschen ist nichts mehr so, wie es einmal war. Sport, Hobbys, Beruf gehören oft der Vergangenheit an. Auch die Familie und der Freundeskreis müssen mit einer ganz neuen Lebenssituation zurecht kommen.“ Nachdenklich fährt Klaus Wiedmann fort: „Unsere bisherige Arbeit hatte helfen können, Krankheitsbilder zu definieren und so die richtigen medizinischen Schritte einzuleiten. Doch was die Wiedereingliederung ins soziale Leben betraf, waren die Patienten und ihre Angehörigen ganz auf sich gestellt. Da war ein riesiger Handlungsbedarf. Ich wollte etwas verändern – und ließ mich darauf ein, mit der Teilhabe an den diversen Einzelschicksalen ein großes Stück meiner Objektivität aufzugeben.“

Wiedmann beobachtete, dass insbesondere in Großbritannien viele Betroffene durch das soziale Netz fielen. „Keiner wusste, wohin mit diesen Pflegefällen. Viele verkümmerten in Altenheimen – dabei hätten sie mit den richtigen Reha-Maßnahmen und professioneller Hilfe wieder ein lebenswertes Leben in der Gesellschaft führen können.“

Wiedmann kniete sich in die Arbeit – und verabschiedete sich damit endgültig von pünktlichen Feierabenden. In Schottland errichtete er Netzwerke für betroffene Familien, arbeitete mit Neil Brooks an einem System zur Entlastung der Angehörigen, lehrte ein Jahr an

der Universität in Edinburgh. 1992 ging er zurück nach Deutschland. Und musste sich auch hier mit seiner Einstellung zunächst gegen einige Widerstände durchsetzen – „wobei die Umstände und Ansätze hierzulande deutlich besser waren. Deutsche Reha-Kliniken wirkten teilweise wie Paläste im Vergleich zu den britischen.“

Seit 1995 lebt und arbeitet Klaus Wiedmann in Kreischa bei Dresden. „Hier bin ich mittlerweile mehr zuhause als in meinem Geburtsland Bayern“, sagt er. Rund 15 Patienten betreut der Psychologe in Kreischa und Umgebung. „Bauchladen-Psychologie“ nennt er seine Arbeitsphilosophie: „Neben dem täglichen Geschäft in der Praxis fahre ich regelmäßig zu meinen Patienten, um kontinuierlich sehen und bewerten zu können, wie gut sie sich wieder ins normale Leben einbringen können.“ Wiedmanns Besuche gehen weit über den gewöhnlichen Hausbesuch hinaus: Mit einer seiner Patientinnen, die durch einen Reitunfall ein Schädelhirntrauma erlitt, geht er manchmal in ihr Lieblingscafé in der Stadt. „So sehe ich direkt, welchen Hindernissen sie ausgesetzt ist – sowohl körperlich als auch psychisch. Und kann statt trockener Ratschläge direkt in der Situation helfen – sei es mit einem handfesten Tipp oder mit motivierenden Worten.“

Den Blick zur Uhr vermeidet der Psychologe bei solchen Besuchen – egal, wie sehr die Termine drängen. „Ich habe so oft erlebt, wie Patienten abgefertigt werden – grauenhaft. Für jeden ist es schwer, über die eigenen Probleme zu sprechen. Kommt dann wie bei meinen Patienten noch häufig eine krankheitsbedingte Sprachstörung hinzu, darf ich mein Gegenüber keineswegs unter Druck setzen. Mir ist wichtig, so gut es geht das Gefühl zu vermitteln: ich bin für Sie da.“

Wiedmanns Patienten danken ihm diese Einstellung – und gewähren ihm nach und nach mehr Zutritt in ihr Leben, ihre Wünsche, ihre Ängste. „Irgendwann vertraute mir die eben erwähnte Frau an, dass ihr 11-jähriger Sohn anfangs, sich gegen sie aufzulehnen. Wohl wissend, wo die Schwachstellen seiner Mutter seit dem Unfall sind.“ Wiedmann sprach mit Mutter und Sohn, vermittelte, half Regeln aufzustellen. „Aufgaben wie diese findet man auf keinem Abrechnungsbogen einer Krankenkasse“, sagt er lächelnd. „Aber als ich sah, wie sich das Zusammenleben der beiden deutlich verbesserte, war ich mehr als zufrieden. Ich hatte das wunderbare Gefühl, wirklich geholfen zu haben. Da war mir wieder einmal klar, wonach ich während meiner Forschungs-Zeit gesucht hatte: Den Patienten als Ganzes zu sehen, und dazu gehört ganz klar sein engstes Umfeld.“

Oft erlebt Klaus Wiedmann, dass sich die Angehörigen eines Betroffenen zwar aufopfernd kümmern, selbst aber auf der Strecke bleiben – und keine Hilfe in Anspruch nehmen. „Erleidet ein Mensch ein schweres Schädelhirntrauma, dreht sich in seiner Familie zunächst einmal alles um ihn. Völlig klar. Doch irgendwann schleicht sich ein, dass keiner mehr die Angehörigen fragt: ‚Wie geht es DIR eigentlich?‘. Viele schlucken ihren Kummer einfach runter und sehen dann nicht mehr, dass auch sie selbst Hilfe und Aufmerksamkeit brauchen.“

Doch weil gerade das so elementar und wichtig für die ganze Familie ist, setzt sich Klaus Wiedmann für Angehörigenseminare ein. Regelmäßig leitet er für die „ZNS – Hannelore Kohl Stiftung“ Workshops zum Thema „Hilfe und Unterstützung in Krisensituationen“. „Das sind hochgradig anstrengende, aber wertvolle Stunden für die Teilnehmer. Die Arbeit liegt bei den Angehörigen: sie sind es, die die Scheu überwinden müssen sich zu öffnen. Sie sind es, die sich gegenseitig gute Tipps geben und von ihren Erfahrungen berichten können. Ich verstehe mich in diesen Workshops lediglich als Moderator, der dem riesigen Themenkomplex einen Rahmen gibt und vielleicht dann und wann mit der richtigen Nachfrage ein bisschen helfen kann.“

Auch an diesem Wochenende wird Klaus Wiedmann in Hennef wieder Workshops zum Thema „Pflegerische Angehörige“ geben. Harte Stunden warten auf ihn: Fast immer fließen Tränen, wenn die Angehörigen von ihren Ängsten und ihrer Trauer berichten. „Auch meine Augen bleiben nicht immer trocken“, sagt Wiedmann nachdenklich. Dann folgt ein Lächeln. „Aber wenn hinterher einige der Teilnehmer zu mir kommen und sagen, sie hätten nun wieder eine neue Hoffnung oder Motivation, ist das das schönste Geschenk, was man mir machen kann. Dann weiß ich: Jede Mühe, jede Anstrengung ist es wert.“